



Ein Sternchen spaltet die Gesellschaft

Foto: Alexas Fotos (Pixabay; modifiziert)

Gendern auf Teufel*in komm raus?

Nachdenken über Sprachwandel zwischen bedenklicher Symbolpolitik und berechtigtem Anliegen

Von Helga Kotthoff

Kaum ein Tag vergeht ohne Veröffentlichung eines Beitrags zum Gendern in den Medien. Ein Artikel in der *Süddeutschen Zeitung* vom 19./20.06.2021 diskutiert, wie und ob Gendern eine Rolle im Wahlkampf spielen wird.¹ Oh, ja. Und wie! Die AfD und Friedrich Merz möchten es verbieten, bei den Grünen ist hingegen das gesamte Programm durchgestern. Sehr gut erscheint mir da das Plädoyer von Fahrenholz und Riehl für Geduld bei diesem riesigen Reformprojekt, bei dem ja die Mehrheit laut einer Allensbach-Umfrage² nicht mitziehen will. Prof. Renata Szczepaniak von der Universität Bamberg meint, ein Grund für die hitzige Debatte läge darin, dass bei diesem Thema Neutralität nicht möglich sei. Es sollte aber machbar sein, das Anliegen etwas moderater zu fassen und aus der Hitzezone herauszuführen. Ich werde hier Kritik an einigen Übertreibungen beim Gendern üben.

¹ Peter Fahrenholz und Katharina Riehl, Griff nach dem Stern, in: *Süddeutsche Zeitung*, 19./20.06.2021, S. 2.

² Thomas Petersen, Eine Mehrheit fühlt sich gegängelt, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 16.06.2021. <https://www.faz.net/aktuell/politik/inland/allensbach-umfrage-viele-zweifeln-an-meinungsfreiheit-in-deutschland-17390954.html>.

Thilo Baum trägt in seinem Aula-Beitrag »Wann und wie Gendern sinnvoll ist« (SWR, 20.06.2021) einige seiner Bedenken zur gegenwärtigen Realisierung von Gendern vor. Er moniert beispielsweise, dass der Online-Duden jetzt sogar »die Vorständin« aufführt. Ohne ein *-in* hintendran scheint kaum eine weibliche Personenbezeichnung noch auszukommen, weil dies einen hohen Signalwert besitzt. Das Berliner Museum für Kommunikation führt bei einer Ausstellung über Cartoonistinnen sogar »Vorbilder*innen« im Titel. So ein Ankleben von *-innen* auch dort, wo die Grundform optimal ist (*das Vorbild*), zeigt einerseits Unsicherheiten im Gendern, andererseits ein starkes Bemühen um die Symbolhaftigkeit. Solche dick aufgetragenen Praktiken werfen neue Fragen auf und verlangen eine Besinnung, die ich im Folgenden angehe.

Gendern als Hoheitszeichen

In *Der Freitag* bekundete Kurt Starke³ seinen Eindruck, das Gendern werde wie ein Hoheitszeichen gepflegt, und jede Beschädigung erscheine wie Blasphemie. Genau diese Hoheitszeichen sehe ich beispielsweise in den »Vorbilder*innen«. Starke schreibt weiter, die »geschlechtergerechte« Wortkonstruktion trenne. Mit ihr werde die alte Geschlechtertrennung zementiert und zum Konzept gemacht. Da ist zumindest etwas dran. Auch Barbara Sichtermann⁴ lehnt sprachliches »doing gender« als kontextfreie Dauerpraxis ab. Aber Elsa Köster empört sich drei Nummern später in derselben Zeitschrift, da erkläre ihr ein Mann,

nach dem die Sprache geformt wurde, ja, der selbst Modell stand für die Ur-Form der Personenbezeichnung; da erklärt mir dieser Phallusträger, aus dem die angeblich geschlechtsneutrale Form der Personenbegriffe generiert wurde; da erklärt mir dieser Mann, der zur Norm wurde, zum Zentrum des Sprachuniversums, ich solle in diesem Universum kein Geschlecht sehen! Mir! Erklärt er das. Mir, dem Suffix-Menschen, der Frau, die, wenn sie gemeint werden soll, ein *-in* benötigt.

Elsa Köster

Wenn das keine moralische Aufladung ist! Dabei meint Starke doch, sie müsse nicht immer ausschließlich ein Suffix-Mensch sein. Sie komme auch in der grammatischen Grundform unter. Er meint, sie komme dort immer problemlos unter. So weit würde ich nicht gehen. Aber sie hat dort durchaus ein Plätzchen.

Ich gendere meine Texte seit über 35 Jahren. An der Universität Konstanz war ich in den 80er-Jahren am großen Nachdenken über Geschlechtergerechtigkeit in der deutschen Sprache beteiligt, angeregt durch Senta Trömel-Plötz und Luise Pusch. Ich habe mich selbst vielfältig mit Publikationen zur kommunikationswissenschaftlichen Genderforschung zu Wort gemeldet, z. B. 1988 mit der Herausgabe des Buches *Das Gelächter der Geschlechter* (Fischer). Ich habe 2018 eine *Einführung in die Genderlinguistik* mitverfasst (Narr).

Seit einiger Zeit beschleicht mich erneut eine tiefe Nachdenklichkeit. Das Gendern ist meines Erachtens inzwischen erheblich über die Ufer des Sinnvollen getre-

³ Kurt Starke, Jenseits von Geschlecht, in: *Der Freitag* 50, 4/2021.

⁴ Barbara Sichtermann, Der Kontext entscheidet, in: *Der Tagesspiegel*, 03.09.2021.

ten. Die Gendern-Freundinnen und -Freunde geben zu viel Sprachgefühl auf, sie befürworten und betreiben Gängelung und sie moralisieren zu heftig. Dem will ich im Folgenden nachgehen, jedoch bekommt die Anti-Fraktion am Schluss auch noch etwas Fett ab.

Von Abgeordnet*innen und Vorbilder*innen

Zunächst Beispiele zur Aufgabe von Sprachgefühl, diesem schwer fassbaren und sensiblen Gebilde: Verschiedene Klimabewegungen riefen zu einem Streik am 19.03.2021 und einer Demonstration in Lindau auf. Darin findet sich auch der Aufruf, man möge keine Partei wählen, die die klimaschädliche Aufrüstung befördert: »Daher, wählt keine dieser parteien und deren abgeordnetinnen und abgeordnete!«

»Der/die Abgeordnete« genügt also nicht. Ein *-innen* muss noch ans Wort, sonst kommt vermutlich dem Text die Signalwirkung abhanden. Statt sich über die Geschlechterneutralität des substantivierten Partizips *die Abgeordneten* zu freuen, muss noch einer draufgesetzt werden. »Abgeordnetinnen« finde ich ähnlich daneben wie die »Gäst*innen«, verwendet beispielsweise von Saskia Esken und Kevin Kühnert, adressiert an die SPD-Queer-Gruppe nach dem offenen Brief von Wolfgang Thierse in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*: »[D]ie mangelnde Sensibilität im Umgang mit den Gäst*innen aus Euren Reihen, [...] – all das beschämt uns zutiefst.«⁵

Wer hat sich denn je unter »Gästen« nur Männer vorgestellt? Da muss man sich ja nur ein paar Gästelisten anschauen. Aber auch hier geht es um Signal- und Symbolwirkung, um einen Appell, der Zugehörigkeit kommunizieren soll. Ein solches Hochfahren der Symbolebene ist problematisch.

Das Berliner Museum für Kommunikation präsentiert im Sommer 2021 eine Ausstellung über »Vorbilder*innen«, Frauen und Comics. Wenn nicht einmal ein Museum für Kommunikation erkennt, dass *das Vorbild* genderpolitisch ziemlich optimal ist, kommen einer doch ernsthafte Bedenken. Das Morphem *-er*, das in *Vorbilder* für den Plural steht, wird vom Museum wohl für maskulin gehalten. Das zeigt vielleicht einen Mangel an Sprachbildung oder Reflexionsunlust oder beides. Die Hoffnung bleibt, dass es witzig gemeint ist. Möglicherweise sind das die negativen Folgen von einem Sprechen und Schreiben nach Programm. Die vielen Leitfäden der Städte und Universitäten (Schneider 2021)⁶ wirken sich vermutlich so aus, dass einige sich hyperstreng daraus ein Schema F ableiten.

Je »innen«, desto besser?

Ein weiteres Beispiel: Wie gefällt uns denn ein »Innenrat«? Anders gefragt: Wo verlaufen in der Zusammensetzung »Klimabürgerinnenrat« die Wortgrenzen? *Innen* ist nun mal auch ein Adverb. Sobald in Komposita gegendert wird, hört man nicht mehr, was wie zusammengehört.

⁵ <https://www.tagesspiegel.de/politik/streit-um-identitaetspolitik-in-der-spd-esken-sucht-gespraech-mit-thierse-wir-schaemen-uns-nicht-fuer-dich/26971518.html>.

⁶ Jan Georg Schneider, Gendern in institutionellen Leitfäden. Im Spannungsfeld von Indexikalität und grammatischen Erfordernissen, in: Mathilde Hennig und Robert Niemann (Hgg.), *Ratgebepaxis in der spätmodernen Gesellschaft: Sprache, Normierung, Wissen*, Tübingen 2021.

»Wir fordern einen **Klima-Bürger*innenrat** in Deutschland, der die deutsche Bevölkerung repräsentativ abbildet und von unabhängigen Expert*innen informiert wird.

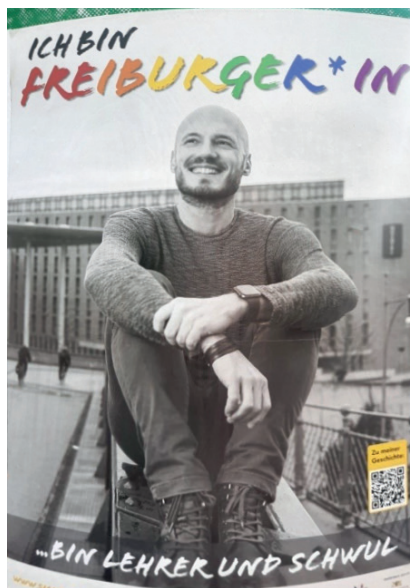
Das Bündnis für klimapositives Verhalten (19.03.2021)

Auch hier lässt das Sprachgefühl zu wünschen übrig. Die Pro-Gendern-Fraktion ist entweder überfordert oder sie will uns tatsächlich laufend irritieren, wie es ja tatsächlich oft gefordert wird, z. B. bei »pink stinks«. ⁷ Wer allerdings seine Inhalte vermitteln möchte, kann das Publikum nicht permanent ablenken. Dem Wochenmagazin *Der Freitag* rate ich, seine »Leser*innenbriefe« in »Leserbriefe« zu verwandeln.

Ein Stern für Schwule und Lesben?

Einige Städte und Universitäten haben neue Leitfäden publiziert. Sie weisen ihre Verwaltungen an, jetzt nicht mehr mit Schrägstrichen oder Binnen-I zu schreiben, weil auch noch sexuelle Orientierungen untergebracht werden sollen. In Freiburg hängen seit vielen Wochen Plakate dieses Typs:

In Freiburg darf das Gleichstellungsbüro für einen Schwulens Stern werben. Klingelt da etwas? Darf man so geschichtsvergessen sein und das auch noch als Fortschritt verkaufen? Man darf anscheinend. Die Schreibung mit Asterisk, Unterstrich und Doppelpunkt soll ganz unterschiedliche Personengruppen vor unser inneres Auge treten lassen. Mal sind es nichtbinäre Personen, oft aber ist es die Großgruppe LGBTQ, zu der eben Schwule und Lesben gehören. Das ist eine erheblich andere Anforderung als nonbinäre Personen einzu beziehen. Für sexuelle Orientierungen gibt es in deutschsprachigen Personenbezeichnungen keine grammatischen Bausteine.



Ein Stern für Homosexuelle? Foto: Helga Kothhoff?

Identitätspolitik

Fahrenholz und Riehl präsentieren auch die Sicht von Prof. Bernd Simon, der meint, in der hitzigen Debatte schwinde immer ein Angriff auf den Lebensstil mit. Schreib- und Sprechweisen würden oft zu Identitäten in Bezug gesetzt. In der Linguistik ist dieses Phänomen bekannt. Wer Bairisch spricht, wird irgendwie mit Bayern assoziiert. Aber das Gendern geht über solche üblichen Zuordnungen hinein ins Moralische und leider zunehmend auch in Richtung einer Rechts-links-Ver-

⁷ Eddi Steinfeldt-Mehrtens, Hä? Was heißt denn: Genderdoppelpunkt? Unser Glossar gegen die Panik vor Wörtern, in: *Missy*, 08.03.2021.

ortung, auch wenn das empirisch nicht ganz richtig ist, denn auch unter Linken und Grünen werden bestimmte Formen des Genderns abgelehnt – und manch eine/-r aus der CDU gendert auch. Sahra Wagenknecht teilt beispielsweise in ihrem Buch *Die Selbstgerechten*⁸ den Eindruck mit, dass mit bestimmten gegenderten Schreib- und Sprechweisen Zugehörigkeitsverweise auf Milieus mitgeliefert würden und dass sich ein linksliberales Milieu daran als zusammengehörig und höherwertig erkenne. Nicht umsonst haben sich die Kreise, die Sternchen und Unterstrich favorisieren, von denen abgegrenzt, die beispielsweise schon jahrzehn-

*In der Sprache ist sexuelle Orientierung
nicht kodiert. Die Lust an der Signalisierung
von Gruppenzugehörigkeit über Stile des Genderns ...*

telang mit Schrägstrich oder Binnen-I gendern.⁹ Die sind vermeintlich irgendwie von gestern, wollen zwar Frauen mit aufrufen, haben aber den Schrägstrich nicht ausdrücklich auf LGBTQ bezogen. Pech auch für all die Firmen, die ihre Stellenausschreibungen bislang mit Schrägstrich publiziert haben (*suchen Stuckateur/in*). In der Sprache ist sexuelle Orientierung aber nicht kodiert. Die Lust an der Signalisierung von Gruppenzugehörigkeit über Stile des Genderns erscheint wichtiger als die Herausbildung eines Usus und ein Nachdenken über Sprache. Es wäre einfach gewesen, den Schrägstrich auf queere Personen zu beziehen. Jede solche Bezugnahme funktioniert sowieso nur, wenn man sie laut und sichtbar proklamiert. Solches Schrifttum lesen dann Gebildete; Differenzen der sozialen Milieus finden eine weitere Anzeige. Gemeinsames politisches Handeln tritt als Wunsch ebenfalls in den Hintergrund. Da gebe ich Wagenknecht Recht, die genau dies in ihrem Buch moniert.

Eindeutig und alternativlos? Zum lockeren Nexus zwischen Genus und Sexus

Gegenwärtig setzt sich nicht nur in der Pandemie wieder ein Wissenschaftsverständnis durch, das auf Eindeutigkeit und Alternativlosigkeit abhebt. Mehr als etwa die Medizin oder die Klimawissenschaften sieht die Sprachwissenschaft für die meisten ihrer (hier: sprachlichen) Befunde und Regeln Ausnahmen. Wenn wir von einem Nexus zwischen Genus und Sexus ausgehen,¹⁰ dann ist dieser weder omnipräsent noch immer eindeutig und omnirelevant. Genau das suggerieren uns

⁸ Sahra Wagenknecht, *Die Selbstgerechten*, Frankfurt am Main 2021.

⁹ Helga Kotthoff, Gender-Sternchen, Binnen-I oder generisches Maskulinum ... (Akademische) Textstile der Personenreferenz als Registrierungen?, in: *Linguistik online* 103, 3/2020, S. 105–127. <https://doi.org/10.13092/lo.103.7181>.

¹⁰ Henning Lobin und Damaris Nübling, Tief in der Sprache lebt die alte Geschlechterordnung fort, in: *Süddeutsche Zeitung*. <https://www.sueddeutsche.de/kultur/genderdebatte-tief-in-der-sprache-lebt-die-alte-geschlechterordnung-fort-1.4003975>.

aber die Pro- und Kontra-Gegenüberstellungen in der Presse, in den vielen Leitfäden und leider auch die oben genannten Praktiken.

Mich wundert schon lange, dass sich keine Textlinguist(inn)en mit Klarstellungen zu Prozessen von Personenreferenz zu Wort melden. Ja, Prozesse! Wenn wir in literarische Werke hineinschauen, begegnen uns jede Menge solcher geschlechterübergreifend gemeinter Maskulina – und sofern sie im Plural auftauchen, wird diese Referenz erst allmählich konkretisiert. Dann entsteht vor unserem inneren Auge peu à peu ein buntes Personengemisch. Ja, allmählich!! Die kognitionspsychologischen Experimente unterstellen hingegen eine sofortige Festlegung.¹¹

Ich greife hier beliebig ein paar Romane auf.

Bei Thomas Hettche tauchen in der *Pfaueninsel*¹² auf S. 16 »Bewohner des Kastellanshauses« auf. Wir lesen dann, dass der Hofgärtner Ferdinand Fintelman und seine Schwägerin Luise Philippine mit ihren drei Söhnen dazugehören. Auch königliche »Pflegerlinge« sind in der Gruppe, nämlich Christian Friedrich und Ma-

... erscheint wichtiger als die Herausbildung eines Usus
und ein Nachdenken über Sprache.

ria Dorothea Strakon. Vor unserem inneren Auge breiten sich gemischte Gruppen aus. Eine Festlegung auf die Männlichkeit der »Bewohner« existiert nicht.

Katherina Hagenas Heldin Ellen arbeitet beispielsweise im Roman *Vom Schlafen und Verschwinden*¹³ als Somnologin und es ist dort viel von ihren »Patienten« die Rede. Wir lernen dann aber beim Lesen auch Patientinnen kennen, z. B. eine blinde Patientin, die Schlafstörungen hat (S. 192). Wir stellen uns Ellens Patienten somit so vor, wie sie uns eben im Buch vorgestellt werden.

Anderes Beispiel: Jean-Paul Dubois' Held in *Jeder von uns bewohnt die Welt auf seine Weise*¹⁴ arbeitet in einer kanadischen Seniorenresidenz namens »Excelsior«. Dort kümmert er sich engagiert und liebevoll um die betagten »Bewohner«, von denen wir einige kennenlernen, z. B. Kieran Read, der sein Freund wird, oder die senile Dame, die sich im Winter draußen verirrt und die der Held in ihre Wohnung zurückträgt. Auch hier entsteht im Kopfkino eine bunte Gruppe. Lauter geschlechterübergreifende Plural-Maskulina, die sich problemlos auf weibliche und männliche Wesen beziehen lassen und Transpersonen ließen sich ebenso integrieren.

Saša Stanišić in *Vor dem Fest*¹⁵ (S. 294): »DIE SENIOREN SIND WACH. Imboden macht Gymnastik. 1 – 2 – 3. Frau Steiner macht Morgengymnastik.«

¹¹ S. den Überblick in Helga Kotthoff, Damaris Nübling und Claudia Schmidt, *Genderlinguistik. Eine Einführung in Sprache, Gespräch und Geschlecht*, Tübingen 2018.

¹² Thomas Hettche, *Pfaueninsel*, Köln 2014.

¹³ Katharina Hagenas, *Vom Schlafen und Verschwinden*, Köln 2012.

¹⁴ Jean-Paul Dubois, *Jeder von uns bewohnt die Welt auf seine Weise*, München 2020.

¹⁵ Saša Stanišić, *Vor dem Fest*, München 2014.

Textästhetik Fehlanzeige?

Die linguistische Genderforschung kommt in Zukunft nicht umhin, sich weiteren Kritikpunkten zu stellen. So moniert Fabian Payr Probleme der Lesbarkeit und Textästhetik und präsentiert Beispiele, die auch mir nicht gefallen:

Programmierübung aus dem Fachbereich Informatik der TU Darmstadt 2020

Der/die Kund_in kann sich jederzeit eine Übersicht aller Veranstaltungen anzeigen lassen. [...] Der/die Kund_in kann über das System auch Tickets kaufen. Dazu lässt sie/er sich zunächst alle zukünftigen Veranstaltungen anzeigen und klickt bei der gewünschten Veranstaltung auf die Kaufen-Schaltstelle (Button). Die/der Kund_in muss nun das Bestellformular ausfüllen [...].

Fabian Payr¹⁶

Konsequentes Gendern in den derzeit favorisierten Schreibweisen läuft leider auf solche Textzumutungen hinaus. Meines Wissens wurde bislang nicht in der Breite getestet, wem so etwas gefällt.

Das Klarheitsgebot

Ein anderes Diktum von Sprachpsycholog(inn)en und Aktivist(inn)en betrifft die Forderung nach Klarheit der Aussage. Die Bundeskonferenz der Frauen- und Gleichstellungsbeauftragten an Hochschulen (bukof) empfiehlt in einer im Februar 2021 verabschiedeten Handreichung allen Hochschulen in Deutschland, den Genderstern einzuführen. Eine »gendersensible Sprache, die benennt, statt mit-

Der genaue Umfang einer Personengruppenbezeichnung muss nicht von Beginn an feststehen.

meint« sei nötig. Allerdings fußt die gesamte linguistische Pragmatik auf dem Ausgangspunkt, dass zwischen Sagen und Meinen immer Lücken klaffen, weil das Gemeinte aus dem Gesagten unter Hinzuziehung von Kontextfaktoren abgeleitet wird. Inferieren ist für alle Arten von Kommunikation zentral. Mit Vagheiten leben wir außerordentlich gut. Der genaue Umfang einer Personengruppenbezeichnung muss nicht von Beginn an feststehen.

Reine Gewöhnungssache?

Simone Schmollack hält all die vielen Schreibversionen einfach für eine Gewöhnungssache. Damit werden sie beliebig.

¹⁶ Fabian Payr, *Von Menschen und Mensch*innen. 20 Gründe, mit dem Gendern aufzuhören*, Wiesbaden 2021, S. 105.

Dafür gibt es viele Varianten, liebe Leser_innen, Leser.innen, Leser*innen, Lesende oder eben Leser:innen. Manche mögen sich an der Lesbarkeit solcher Formen stören, aber das ist reine Gewöhnungssache.

Nun, Tür schreiben Sie auch nicht mehr Thür. Im Stile eines Thomas Mann verfasst heute kaum noch ein:e Autor:in ihre Texte.

Simone Schmollock¹⁷

Wer so nicht schreiben möchte, hat laut Titel Angst und wird sich aber laut Untertitel daran gewöhnen müssen. Woran genau? Wir hatten uns bereits an Schrägstriche und Binnen-I gewöhnt. Sollen wir uns nicht lieber an gar nichts mehr gewöhnen? Angstunterstellung an die Skeptiker/-innen erscheint innerhalb der eigenen Argumentation nutzbringender als die Annahme von Abneigung.

Sprachdeterminismus

Prof. Sabine Szessny äußert sich im Interview über den Zusammenhang von Sprechen und Denken und zitiert dabei eine Studie der Weltbank, die mit starken Simplifizierungen arbeitet:

Eine umfangreiche Analyse der Weltbank bestätigt einen Zusammenhang von **Sprachstruktur** und der Beteiligung von Frauen am Erwerbsleben. In der Studie zeigte sich, dass 38 Prozent der Weltbevölkerung eine Sprache mit grammatikalischem Geschlecht sprechen, das heißt, Nomen sind feminin, maskulin (oder neutral). Interessanterweise ist es um die Gleichstellung schlechter bestellt, wenn in einem Land eine Sprache mit grammatikalischem Geschlecht gesprochen wird. Sprachen mit grammatikalischem Geschlecht gehen einher mit einer 15 Prozent geringeren Beteiligung der Frauen am Arbeitsleben, was in diesem Fall 125 Millionen Frauen entspricht.

Prof. Sabine Szessny¹⁸

Sind uns die Türkei, Finnland, Ungarn oder Georgien alle gleichermaßen in der Emanzipation voraus? Ihre Sprachen haben kein Genus. Ergibt es Sinn, so unterschiedlich strukturierte Länder wie Finnland und die Türkei über einen Kamm zu scheren? Die komplexe, in der anthropologischen Linguistik seit langer Zeit geführte Diskussion über die Zusammenhänge von Sprechen, Denken und Handeln bleibt unbeachtet (Gumperz/Levinson)¹⁹. Oder schauen wir mal nach Island: Isländisch entspricht dem Deutschen, weil es auch drei Genera hat.²⁰ Island gehört zu den Ländern, die schon 1980 eine Präsidentin hatten, Vigdís Finnbogadóttir. Die Premierministerin Jóhanna Sigurðardóttir lebt offen und anerkennt eine lesbi-

¹⁷ Simone Schmollock, Keine Angst vorm Gendern, in: *TAZ*, 24.05.2021. <https://taz.de/Gendergerechte-Sprache!/57698880/>.

¹⁸ Karin Dalka und Viktor Funk, Die Macht des Genderns: »Sprache wirkt sich auf die Gesellschaft aus.« Interview mit Prof. Sabine Szessny, in: *Frankfurter Rundschau*, 19.09.2020.

¹⁹ John Gumperz und Stephen C. Levinson (Hgg.), *Rethinking linguistic relativity*, Cambridge 1996.

²⁰ Damaris Nübling, Flugmaðurinn, sem er kona, er ófrísk(ur?): »Der Flugmann, der eine Frau ist, ist schwanger« = »Die Pilotin ist schwanger«. Kultur, Geschlecht und Grammatik im Isländischen, in: Elisabeth Cheauré u. a. (Hgg.), *Geschlechterkonstruktionen in Sprache, Literatur und Gesellschaft. Gedenkschrift für Gisela Schoenthal*, Freiburg 2002.

sche Beziehung. Laut World Economic Forum hat Island seit 2009 den geringsten »overall gender paygap«. Das Parlament ist zur Hälfte weiblich besetzt. Aber es wird gar nicht gegendert. Im Land herrscht eine von einer Akademie regulierte konservative Sprachenpolitik, die Neuerungen oft vereitelt. Der Fortschritt ist dort definitiv nicht deshalb zustande gekommen, weil Frauen gezielt benannt wurden.

Auch Heidrun Kämper vertritt im Deutschlandfunk am 29.07.2021 einen simplen Sprachdeterminismus:

»Wir gehen aus von der These, dass wir mit der Sprache Wirklichkeit schaffen. Die Soziologie sagt, Gesellschaft schafft Wirklichkeit, und wir transponieren das in die Sprache und sagen, Wirklichkeit wird sprachlich geschaffen.« Frauen werden sprachlich wie real ausgegrenzt – so Heidrun Deborah Kämper, Professorin für Germanistik am Leibniz-Institut für Deutsche Sprache.

Heidrun Kämper in Smiljanic²¹

Solche Absolutsetzungen der Macht von Sprache gehen sogar über die Ansichten von Sprachrelativisten wie Sapir und Whorf noch deutlich hinaus (dazu Werlen)²². Frauen werden mit Bezeichnungen im Plural nicht automatisch ausgegrenzt, wenn sie nicht mit einem Femininum bedacht wurden. Neben der Sprache gibt es noch eine Welt, die wir sehen und erleben. In dieser Welt wirken beispielsweise Bilder und die Kommunikationsforschung meint, dass diese immer mehr an Macht gewinnen.²³ Was für ein Glück, dass im traurigen Zusammenhang der jüngsten Unwetterkatastrophe im Ahrtal immer von den *Einsatzkräften* die Rede war. Da haben wir uns nur Frauen vorgestellt, oder? Weil: *die* Einsatzkraft. Oder sah man es im Fernsehen etwa anders?

Mit- und Selbstdenken ist weiterhin dringend erforderlich. Und wenn die Leitfäden noch so sehr aus den Verwaltungen rieseln. Gerade deshalb!

Deutsch einfach mit englischer Grammatik verwenden?

Nele Pollatschek macht es sich allerdings zu einfach. Sie meint, wir sollten uns all der Komplexitäten rund ums Gendern entledigen und uns am Englischen ein Beispiel nehmen:

Zu dem Zeitpunkt, als deutsche Zeitschriften, vor allem die eher links-progressiven, anfangen, anstatt von »Schauspielern« von »Schauspielern und Schauspielerinnen«, »Schauspielenden«, »SchauspielerInnen«, »Schauspieler_innen« und »Schauspieler*innen« zu schreiben, beschloss der *Guardian* – die englische Zeitung der feministischen Linken – nur noch das Wort »Actor« zuzulassen und »Actress« zu streichen.²⁴

²¹ Mirko Smiljanic, Streit ums Gendern. Was sich aus früheren Sprachdebatten lernen lässt, in: *Deutschlandfunk*, 29.07.2021.

²² Iwar Werlen, *Sprachliche Relativität. Eine problemorientierte Einführung*, Tübingen 2002.

²³ Katharina Lobinger, *Visuelle Kommunikationsforschung. Medienbilder als Herausforderung für die Kommunikations- und Medienwissenschaft*, Wiesbaden 2012.

²⁴ Zu *-ess* im Engl. s. auch S. XXX [Orthotipp]

In ihren Stilrichtlinien erklären sie bis heute, so wie es viele andere Publikationen tun, dass *actress* genau wie *authoress*, *comedienne*, *manageress*, *ladydoctor*, *male nurse* und ähnliche Termini aus einer Zeit kommen, in der Berufe größtenteils einem einzigen Geschlecht offenstanden (meistens dem männlichen). Und dass diese gegenderten Berufsbezeichnungen heute, wo die Berufe allen Geschlechtern offen stehen, nicht mehr verwendet werden sollten.

Nele Pollatschek²⁵

Um es anders zu sagen: Während die Deutschen sich für das permanente Benennen von Geschlechterunterschieden entschieden haben, haben die Briten sich entschieden, das Anzeigen von Geschlechtlichkeit so weit wie möglich zu vermeiden. Dafür haben sie mit typisch britischer Pragmatik die Form gewählt, die ihre Sprache sowieso als generisch hergibt. Diese Form ist im Englischen, genau wie im Deutschen, identisch mit der männlichen Form, im Deutschen wird sie durchaus kritisch als »generisches Maskulinum« bezeichnet.

Frau Pollatschek dürfte aufgefallen sein, dass es im Englischen normal ist, an *the actor* oder *the manager* oder was für eine Personenbezeichnung auch immer, mit *she* und *her* anzuschließen. Die Pronomen zeigen erst, wes Geschlechts die/der Genannte ist. Das Ausprobieren solcher Sätze wie: »Der Kanzler Angela Merkel setzte ihre Maske auf« haben wir bislang unterlassen. Wir merken, dass *the chancellor* gleichzeitig »der Kanzler« und »die Kanzlerin« heißt.

Es hat schon seine Gründe, im Deutschen über ein geschlechterübergreifend gemeintes Maskulinum hinausgehen zu wollen. Viele Experimente zeigen, dass die formal maskuline Grundform einer Personenbenennung eher Erstassoziationen in Richtung Mann erzeugt. Auch wenn dieses Muster weit davon entfernt ist, ein hundertprozentiges zu sein, können wir uns darum bemühen, dass der Text auch nichtmännliche Personen in unser Kopfkino hineinlässt. Bekanntermaßen gibt es dafür sehr viele Strategien. Die Diskussion sollte sich mal vom reinen Pro und Kontra wegbewegen, starke Symbolpolitik und ebensolches Moralisieren unterlassen und textästhetische Überlegungen nicht als des Teufels abtun. Es würde dann um ein Mehr oder Weniger gehen, auch um schöner oder unschöner. []



Prof. i. R. Dr. Helga Kotthoff

ist Professorin in der Germanistischen Linguistik an der Universität Freiburg (im Ruhestand). Sie beschäftigt sich seit 1988 mit Humorforschung, hat aber als Sozio- und Interaktionslinguistin auch viele andere Themen bearbeitet, z. B. genderlinguistische, 1991 etwa zus. m. S. Günthner den Band *Von fremden Stimmen zu Gender im Kulturvergleich* und 1997 zus. m. R. Wodak *Communicating Gender in Context*. Derzeit leitet sie zus. m. D. Nübling und E. Ferstl ein DFG-gefördertes Forschungsprojekt zu Gender und Personenreferenz.

²⁵ Nele Pollatschek, Gendern macht die Diskriminierung nur noch schlimmer, in: *Der Tagesspiegel*, 30.08.2020.